

Freies Heimatsblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Elberfeld.

Verlag von Edwin Sorge's Buchhandlung, Elberfeld a. M.

Der Weg zum Licht.

Roman von Friedrich Hartling.

Fortsetzung.

Nachdem sich Wilhelmine Klabunde von dem ersten Schrecken wieder erholt hatte, sagte sie traurig: „Herr Baron wollen mich bezahlen — für — das — Aufpassen?“

„Seien Sie doch vernünftig. Sie sollen etwas über Ihre übernommenen Pflichten hinaus tun. Ist es da nicht einfach meine Schuldigkeit, daß ich Ihnen auch eine besondere Vergütung zuerkenne?“

Sie hörte gar nicht auf ihn. Mit bebenden Lippen stieß sie hervor:

„Herr Baron, Sie sind auf einem falschen Wege. Ich habe doch deutsches Blut in den Adern und bin stolz darauf. Ich werde doch nichts verraten und dafür noch bezahlt nehmen.“

Er steckte das Geld wieder zu sich. Aber seine Hand bebte dabei. Eine Ahnung ging ihm auf — blendend und gewaltig. Er hatte sie noch niemals gespürt. Jetzt glitt sie auch sogleich von der Ahnung zur Gewißheit hinüber und machte ihm heiß und eng.

„Das deutsche Blut war eine Kraft überall, wo es floß und pochte. — Machte die Schwächsten zu Helden, hob sie über sich und die graue Alltäglichkeit hinaus. — Ja, hatte er das denn bis heute noch immer nicht gewußt? — — — — —“

Er wollte noch ein letztes Wort zu ihr dann sprechen — sich etwas entschuldigen und erklären — — zum erstenmal in seinem stolzen, einsamen Leben. Aber, als er den Blick hob, war sie schon gegangen.

Er setzte sich an das Fenster, damit er die Tür übersehen konnte, durch welche die Baronesse Herta, von ihrem Spaziergang zurückkehrend, endlich in das Schloß eintreten mußte..

In die jagenden Wolkenschleier wob sich bereits der erste Stern, als er ihre schlanke, biegsame Gestalt kommen sah. Eine ungeheure Erregung legte sich wie ein dichter Nebel über seine Augen und engte ihm den Atem ein. Aber schon im nächsten Augenblick hatte er sich wieder voll in der Gewalt. Er erhob sich und schritt ihr entgegen. — Gerade, als sie von draußen die Hand auf den Löwenkopf, der bei einem bestimmten Druck die Tür öffnete, legte, wurde sie innen von dem al-



Zeppelin-Angriff auf ein feindliches Schiff.

Nach einer Zeichnung vom Marinemaler Dr. Klamroth. Leipzig, Pressebüro.

ten Baron aufgestoßen, sodaß er ihr ganz nahe gegenüberstand.

Er merkte deutlich trotz des sehr blassen Scheins, den die mächtige Laterne nur trübe umherwarf, daß sie zusammenzuckte.

„Warum erschrickst du denn so vor mir, Herta,“ fragte er mit unnatürlicher Ruhe. Sie gab ihm keine Antwort darauf. Sie wußte es plötzlich, daß heute die seit Tagen gesürdete Auseinandersetzung und damit wohl auch zugleich der Schluss dieses schönen Lebens kommen würde. Und sie neigte das Haupt, als presse es die Fülle der langen Locken hernieder. Dann folgte sie ihm.

„Du magst in meinem Arbeitszimmer ablegen,“ sagte er, den Kopf ein wenig zurückwendend. „Wir beide müssen nämlich ein Wortlein zusammen reden. Schnell und klar. Du hast wohl auch die Empfindung, nicht wahr?“

Wieder schwieg sie dazu. Nur fester wurden ihre Schritte und aufrechter die Haltung. Als sie das schwere Ledertuch abgenommen hatte, erschraf der alte Baron.

In schlichtes Weiß gekleidet, stand sie vor ihm. Wunder schön. Beinahe überirdisch mutete sie ihn an. Ein seltsames Gemisch von der blonden Kraft des heimgegangenen Heldensohnes und dem pilanten Reiz der feurigen toten Gräfin. Sie erschien ihm überhaupt heute ganz fremd. Nicht mehr als das Kind, dessen Wege er einzeichnete mit dem feinen Stift des Wollens, sodaß sie gar keine eignen Linien daneben machen konnte. Wie eine fertige Persönlichkeit stand sie vor ihm und wartete.

Noch einmal sah er sie an. Sie war ja gar kein Kind mehr. Die verschlossene herbe Knospe hatte sich entfaltet. Hatte Sonne bekommen. Aber woher denn nur? Und plötzlich wurde in dem alten, eigen sinnigen harten Manne eine große Angst wach.

„Willst du auch vor mir behaupten, daß du in diesem Gewand und in diesem feuchten Frühlingswetter nur einen Spaziergang gemacht hast, Herta?“ fragte er.

Jetzt zögerte sie nicht länger mit einer Antwort.

„Wenn du unter einem Spaziergang einen einfachen, planlosen Weg verstehst, Großvater, dann bin ich gar nicht spazieren gegangen.“

Wie stolz das klang. Er sah sie an und mußte den Blick von ihr wenden. — Sie war der Lüge unfähig. Also doch sein Blut. Nicht dasjenige der fremden, ungetreuen, heuchlerischen Mutter. Und es riß ihn zu ihr hin. Aber er hielt sich straff im Zaum.

„Wo bist du also gewesen?“

Sie verlor die frischen Farben, welche das schnelle Gehen und die innere Erregung auf ihr zartes Gesicht gemalt hatte und erblaßte jäh. Sogar die Lippen wurden weiß und begannen zu zittern. Und der alte Mann, der die Welt mit ihren Menschen darauf so genau zu kennen meinte, dachte ernst und verbittert:

„Jetzt wird sie lügen. — Und, wäre es denn gar so ungeheuerlich, wenn sie es täte. Habe ich nicht auch gelogen — da-

mals, in ihrem Alter durch mein Schweigen —“

Gewaltig riß er sich von diesen Erinnerungen los, schante sich seiner Schwächlichkeit und wiederholte die Frage.

Aber sie log nicht. — Vielleicht hätte sie es getan, wenn sie das große Erleben mit den jungen aufrechten, wahren Gelben tief im Walde nicht schon gehabt hätte. — So ging das nicht mehr.

„Großvater,“ sagte sie leise, „ich habe Vaterlandsdienst getan.“

Er hob unwillig die Rechte.

„Keine großen Worte, wenn ich bitten darf! Damit fängst du mich nicht.“

„Das wollte ich auch gar nicht. Ich empfinde das aber so —“

„Eine klare Antwort. Rasch. — Ich bin nicht gewohnt zu warten, das weißt du sehr wohl.“

„Ich war drüben im Genesungsheim, Großvater! Bei den jungen Soldaten. Ich habe ihnen vorgespielt auf meiner Geige. Auch Geschichten habe ich ihnen erzählt.“ — Und sie wurde sichtlich freier und ihre Augen verloren den scheuen Blick.

„Lauter tüchtige, tapfere Helden weilen in dem Genesungsheim. Da ist einer wie der andere.“

Wußte sie, daß sie in diesem Augenblick nun doch die Unwahrheit sagte? — Oder galten sie ihr alle das Nämliche? Sah sie keinen lieber als den andern — Vielleicht dachte sie die gleiche Frage, denn sie verstummte und senkte die Blicke wieder.

„So,“ sagte er eintönig, „warum gehst du heimlich zu den Helden?“

„Weil du es mir wiederum verboten hättest, würde ich ehlich nochmals darum gefragt haben.“

„Du würdest also alles, was ich nicht genehmige und was du gern möchtest, hinter meinem Rücken tun?“

Sie sann nach.

„Nicht alles. Nichts Böses. — Nur, was ich vor mir als gut verantworten könnte und an dem ich mit ganzer Seele hänge . . .“

Er empfand, daß sie zur Zeit nicht die geringste Furcht vor ihm hatte und das machte ihn verwirrt.

„Es ist also sehr vergnüglich drüben für dich gewesen, hä?“

„Ich habe zuerst viel Seelenschmerzen gehabt. O, so viel Leid war da. Einer, ein junger Offizier, mit einem Lungen schuß, schwebte lange in erster Gefahr. Wir hatten alle so große Angst um ihn. Denke nur, wenn dieser begabte Mensch zeitlebens siech geblieben wäre . . .“

Irte er sich oder bebte ihre Stimme noch in nachträglicher Angst . . .

Ein plötzliches Niptrauen erwachte ihm von neuem.

„Wer ist dieser . . . junge Offizier . . . aktiv?“

„Rein, er ist Privatdozent.“

„Um feinewillen gehst du wohl besonders gern auf diesen Schleichwegen?“ — Ihre Augen wurden dunkel und starr. Sie dachte angestrengt über die Frage nach.

Ja . . . war es so gewesen? — Tat sie es vor allem so gern um ihn? . . .

Bisher hatte sie sich noch gar keine Rechenschaft darüber ablegen können. Erst

diese Frage jagte etwas Verborgenes und scheu Verschwiegenes zum Licht. — Und die hohe Gestalt des jungen Offiziers wuchs vor ihren Augen auf. Sie sah sein edles, kluges Gesicht — den feurigen Blick seiner Augen und hörte die Beredsamkeit, mit welcher er über seine geliebte Arbeit sprechen konnte, wenn sie beide allein mit einander waren. Sonst schwieg er nämlich darüber. Nur zu ihr sagte er von seinen Zukunftsplänen — von all den Aufgaben, die er sich selbst gesteckt hatte — von den Wegen, die er noch schaukeln müsse, damit andere nicht länger in der Irre liefen . . .

Aber wie seltsam . . . dies alles fiel ihr erst ein, als der Großvater darüber sprach und sie verspottete. —

Ja . . . tausendmal ja . . . er hatte recht. Um ihn . . . um den Einen . . . Und ihr wurde plötzlich so heiß und eng . . . so seltsam wunderbar und doch unfähig bange zu Sinn. Was war das? — Der alte Mann riß sie aus dem Grübel empor.

Jetzt wollte er auf der Hut sein. „Es ist ja ganz gleich, wen du da unterhältst“, sagte er leicht hin. „Es sind eben alle Helden. Darin hast du ganz recht, — das Unrecht liegt in dir. In deiner unerlaubten Handlung. Eben, weil du genau gewußt hast, daß ich niemals meine Einwilligung zu solchen und ähnlichen Sachen gegeben haben würde, darum hättest du als anständiger Mensch und vor allem — als meine Enkelin und meines toten Heldenvaters richtige Tochter, es auch unterlassen müssen . . . Siehst du das ein?“

„Ja, Großvater, warum bist du denn aber eigentlich so sehr dagegen? — Sage mir das doch?“ — Das war wieder ganz das kindliche Baroneschen, das sich zum Bessermachen bereit erklärte, wenn die Lippen dies auch noch nicht verrieten.

„Warum — warum —“ äffte er nach. Er wollte Zeit gewinnen. Die rechte Antwort war ihm nicht zur Verfügung. Ja, warum denn eigentlich? — Sollte er ihr die Wahrheit sagen. Bekennen — — Du sollst nicht wissen, wie Liebe tun kann. Unwissend, fremd wie ein Kind sollst du dich in die bereitete Bahn hineinschieben lassen. Genau, wie das dein Vater getan hat. Das alles durfte er ihr aber auch nicht mal andeuten.

„Warum“, sagte er noch einmal und holte jetzt tief Atem. „Das ist doch sehr einfach. Du kennst das Leben nicht. Es hat vielerlei Gesichter und wenn du es kennen lernen sollst, dann mußt du doch jemand, der eine reine und dabei doch sehr starke Hand hat, damit er dich vor einem unrechten Zweigwege bewahrt, dabei führen. Die Großmutter und auch ich sind dazu nicht mehr in der Lage. Du mußt dir also noch Zeit lassen. Der Umstand, daß du wochenlang der gütigen Großmutter sogar davon geschwiegen hast, der gibt zu denken. Muß ich nicht sehr besorgt um dich sein?“ Es klang gütig klingen, aber es wirkte anders. — Die junge Enkelin blieb unberührt. Keint Ton drang in ihr Herz davon. Sie machte es sich nicht klar, und dachte doch angstvoll und voll Schrecken: „Was bezweckt der Großvater nur mit diesem allen. — Warum ist er nicht viel kürzer

und härter mit mir? Dahinter steckt etwas Böses.“ Und sie begann sich davor wie vor einem Gespenst, das sie eines Tages bedrohen und ängstigen werde, schon heute zu fürchten.

„Ich habe aber nichts Schlechtes getan, Großvater,“ sagte sie plötzlich aus dieser heißen, beklemmenden Angst heraus.

Er sah sie scharf und lange an.

„Wirklich nicht? — Gib mir die Hand darauf!“

Sie legte ihre Rechte zitternd in die seine.

„Wie meinst du das nur, Großvater? Ich bitte dich so sehr, sei doch deutlicher. Was sollte ich getan haben?“

Zum drittenmal hatte er sich verfahren. — Kinder, Jungfrauen — so rein, so schein so unschuldig wie diese, verstand er eben nicht zu behandeln. Er drängte sie geradezu durch seine zwiespältigen, verfanglichen Fragen in Gedanken — auf Irrwege, die ihr sonst vielleicht noch lange verborgen gewesen wären. Er begriff sich selbst nicht. Der eigennützige Born hatte ihn dazu verleitet. Er wußte nicht mehr ein und aus, er brach ab, und sagte hart:

„So weit sind wir denn doch noch nicht, mein Kind, daß ich dir Rechenschaft über jedes meiner Worte schuldig bin. — Laß dir genügen, daß ich besorgt um dich zu sein das vollste Recht habe und höre meinen unabänderlichen Entschluß an. Du wirst niemals wieder in das Genesungsheim gehen.“ Sie rimmerte leise auf, als habe sie einen schweren Schlag empfangen. Ihre Hände streckten sich aus und tasteten nach den seiten. Nicht sogleich fand sie jetzt dieselben. Denn in ihren Augen woben die Tränen dicke Schleier. —

Er stieß die suchenden, heißen, zitternden Mädchenhände zurück.

„Laß das jetzt. Damit stimmst du mich nicht um. Verne erst gehorsam sein. Dann erst hast du das heilige Recht erworben, wirklich deutsches Blut in den Adern zu tragen. Begeisterung ist gewiß eine schöne und nützliche Sache. Nur, verstehtst du mich — eine Begeisterung ohne Gehorsam ist ein Übel und wird zum Schaden. So ist es bei unsern Pöbeln da draußen. So muß es auch bei unsern Frauen hier drinnen sein. Der Zehdienst ist allezeit ein verächtlicher für anständige Menschen gewesen.“

Er stockte und griff zum Halsfragen, als beenge der ihn. Was redete er da gegen den Zehdienst? — Ja, hatte er sich selbst nicht sein ganzes Leben hindurch als Knecht des eigenen Ichs betätigt? Und nun wollte er den weisen Lehrer spielen? — Eine ungeheure Wut über sich selbst und die ihm plötzlich aufgehende, bisher ungenannte Schwachheit waltete dazwischen auf.

Er war wirklich ein Greis. In jeder Beziehung. Und er riß sich abermals zusammen. — Sie stand wie willenlos mit schlaff herabhängenden Schultern vor ihm und schwieg. Da stieg ein heißer Born in ihm auf. Immer nur gegen sich selbst. Aber den durfte er doch nicht vor dieser hier, die sein Geschöpf bleiben mußte so

lange, bis er den Weg seines letzten und größten Wunsches erfolgreich zu Ende gelaufen war, zeigten. So blieb denn nichts anderes übrig, als die Schale des Borns über ihrem Haupt auszugießen. Und damit begann er jetzt sogleich und ließ sich durch nichts mehr daran hindern.

„Du darfst diesen Weg nie wieder gehen,“ wiederholte er, „und gehst du ihn dennoch, so wirst du mich kennen lernen, Gerta.“ —

Sie entgegnete kein Wort. Und er sprach weiter — leiser als zuvor, in fliegender Hast, in einer ihm selbst unverständlichen und unbegreiflichen Angst: „Hast du hier nicht alles, was du dir nur wünschen kannst? Hängt nicht die gute Großmutter an dir? Verwöhnt dich nicht über alle Gebühr die Klabunde? — Ja, was fehlt dir denn nur? — Sei doch nicht so undankbar.“

Als dies sagte ein ganz Fremder, mit dem er gar nichts gemeinsam hatte, aus ihm heraus — einer, den er ob seiner Weichlichkeit und Schwachheit verachtete und dem er doch nicht wehren konnte —

Sie hörte garnicht zu. Er glaubte es wenigstens nicht. Ganz ruhig und weiß blieb ihr Gesicht und die schönen, sonst so beredten Augen sahen wie leblos unter den langen dunklen Wimpern hervor.

Nur nach langer, langer Zeit stieß sie es hervor.

„Darf ich jetzt gehen?“

„Ja,“ sagte er heiser, „geh — geh — geh auch du —“

Und nun war er wieder allein. —

Der Frühlingsabend zog den grauen flatternden Mantel aus und schlüpfte in einen schwarzen, der so finster war, daß sich sogar das Sternlein — das erste, kleine fürwichtige dieses Abends — vor ihm fürchtete und wieder weglief. —

Eine lautlose Stille wartet auf irgend ein Geschehnis. —

Es mochte Mitternacht sein. — Das Schloß lag nun auch von dem dichten, schwarzen Mantel umhüllt da.

Der alte Baron hockte immer noch am Fenster und sah vor sich nieder. Er dachte und sann nichts Bestimmtes. Es war ihm nur, als huschten lauter scheue, feine, sehnliche Seelen an ihm vorbei. —

Was begehrten sie von ihm? Und wem gehörten sie an? —

Zum erstenmal an dieser Stätte der Arbeit und Unerbittlichkeit hatten sie sich selbst zu Gast geladen. Darum blieben sie auch nicht länger, wie sie es mochten. Die Luft blühte ihn heiß, wie von Staub durchzogen. Er riß den einen Fenstersügel weit auf. —

Er schlief seit langem schlecht und brauchte nur wenig Stunden, um den Körper zu ruhen. Der Geist aber, der schien auch dann noch nicht zu schlafen. Der schaffte weiter und baute Schlösser. Aber es ging zu schnell. Wo waren denn die Fundamente dieser neuen Zukunftsschlösser? Vergessen? — Dann war ja die ganze schwere Arbeit umsonst getan. Dann stürzten sie ja doch in gewisser Höhe mit einem Krach in sich zusammen und begruben alles im Umkreis unter sich. Ihn, den Meister vor allem. —

Und plötzlich lachte er auf.

Das Geschehnis schien dem dumpfen, geduldigen Warten wirklich in dieser Nacht beschied zu werden.

Knurrte und murrte da nicht die Dogge? —

Er hatte sich wohl geirrt. — Wiederum schlich eine Stunde in den Kreis der andern. Da — jetzt hörte er es deutlich. —

Und auch eine menschliche Stimme, voll Eifer und Pflichttreue durchglüht, rief:

„Hast — halt — halt — hast — —“

Die Stimme des Gärtners, der Vaterlandsdienst auch in dieser dunklen Nacht tat.

Wartete er darauf, daß er jetzt gerufen werden mußte? — Und endlich geschah es —

„Herr Baron, ich glaube, wir haben sie glücklich, wenn bloß der Satan von Hund nicht ein bißchen zu gründliche Arbeit getan hat.“ —

Und der alte Gemmingen erhob sich schwerfällig und folgte dem pflichteifrigen Gärtner in die Nacht hinaus.

(Fortsetzung folgt.)



Sünde.

Von Hans Seefeld.



rau Gerda Seebach war eine von den stillen Einsamen, die durchs Leben gehen, ohne daß jemand sie recht bemerkt; eine von denen, die niemand brauchen, weil sie ruhig und allein ihren Weg finden, — immer gerade aus! — Früher war sie nicht so ruhig ihren Weg gegangen. — Das war aber schon lange her, — so lange! — Damals, als das Schicksal ihr alles genommen hatte, den Mann, — Haus und Herd, — ihre Arbeit, — ihren Frieden. —

Da hatte sie zitternd die Hände ausgestreckt nach den Menschen, — nach teilnehmenden Herzen, — nach warmen Worten. — Wonach so mancher vergebens die Hände ausstreckt! — Die Menschen! — Sie hatten mit sich zu tun. — Was kümmerte sie die einsame Frau! — Sie gaben ihr billige Kupfermünzen, statt echtes Gold. — Vielleicht waren sie selbst innerlich nicht reich genug, um mehr geben zu können. — Es ist ein elender Trost, zu sagen: „Dem und dem geht es noch viel trauriger als dir!“ — Das mag man den Glücklichen sagen, daß sie sich ihrer Sonnentage bewußt werden. —

Aber Leid ist Leid! — Das läßt sich nicht mit der Elle messen oder nach Gramm und Kilo wiegen. —

Das Eigene ist uns das nächste und deshalb das schwerste, was wir sehen. — Was geht uns das Fremde an? — Leid macht egoistisch.

Da hört eine traurige Frau, daß einer Mutter vier Kinder gestorben sind, — sie hat ein Einziges verloren, was tröstete sie die vier fremden? — Sie hört, wie schrecklich jene zerrißene Ehe ist, — was



Portugiesische Infanterie in einer Straße Lissabons. Leipz. Presse-Büro.

kümmert es sie, — ihr Lieb hat sie verlassen, — ihre Sonne ist untergegangen.

So trösteten die Menschen auch Frau Gerda, als sie alles begraben hatte. — Ja, es gab sogar genug, die Beneidenswerthes fanden in diesem verlassenen Frauen-dasein. — Sie hatte es doch eigentlich gut! — Sie hatte ein nettes, kleines Vermögen, sie hatte ihre Freiheit, — konnte reisen, ihr Leben genießen, wie sie wollte, — andere mußten jahrein, jahraus zu Hause sitzen, — mit den Kindern sich abplagen, — nein, die Frau hatte es wirklich nicht schlecht! —

Da war Gerda Seebach davon abgekommen, bei den Menschen Trost zu suchen. — Die vielgepriesene Freiheit nötigte ihr nur ein bitteres Lächeln ab. Wie gern hätte sie sie eingetauscht um gesegnete Arbeit für geliebte Menschen, — um Haus und Herd. Aber was wissen die, die noch nichts verloren haben von dem großen, heiligen Glück, das sie besitzen! — Was wissen sie denn? — — Darum lachte Frau Gerda, wenn sie unter die Leute ging, sie lachte und plauderte mit ihnen über kleine, alltägliche Dinge, und ihre große, traurige Sehnsucht, ihr heiserer Schmerz wurde ihr verschwiegene Heiligtum.

Leben heißt allein sein! — Freunde suchen heißt einsam werden. Sie hatte es einsehen gelernt, drum ging sie allein ihren Weg. Immer gerade aus! —

Heute war Frau Gerda dabei, ihre vielbeneidete Freiheit auszunutzen. Es waren Ferien, sie ging auf Reisen. Alljährlich machte sie denselben Weg und besuchte ihre drei verheirateten Brüder. Sie tat es, um mit denen ein wenig Fühlung zu behalten, die das Leben ihr noch gelassen hatte. Es war einem doch manchmal, als wäre man wieder daheim, wenn man die traute Bruderstimme hörte, wenn man von den Eltern, den Spielplätzen der Kinderzeit erzählte und von der gemeinsamen Jugend. Sie war gern bei den

Brüdern. — Aber nicht lange! — Jeder hatte doch nun sein eigenes Leben, seine eigene Familie, — sein eigenes Nest. — Fremde Vögel gehören auf die Dauer nicht hinein. Sie wirken störend, wenn sie auch noch so bescheiden sind, — schon durch ihre bloße Gegenwart. — Es ist nicht anders! —

Traurige Ehe, wo der dritte auf die Dauer nicht störend empfunden wird. —

Diesmal reiste sie weit nördlich hinauf nach Schleswig-Holstein, wo am Ende eines großen Dorfes eine alte Apotheke lag. Der Esen hatte sie in sein dunkles Grün gefleidet und auf dem Dachfirst thronte gemüthlich ein Storchennest. Dort wohnte der jüngste Bruder mit seiner kleinen Frau, einer goldblonden Friesin und

zwei Töchterlein, die mit großen, verwunderten Augen in die Welt schauten, wie ein paar Engelsköpfe von Ludwig Richter. So hatte jeder sein eigenes Nest und sein eignes Glück und Leid; die Interessen gingen auseinander, wie ihre Wege, und sie waren doch alle aus einer Wiege. — Die Apothekersleute freuten sich wohl am meisten, wenn Gerda da war. Es war immer ein Ereignis, denn sie wohnten abseits von der großen Welt. Stilles Land! — Weit streckten sich die Fennen, auf denen das schöne bunte Vieh weidete, bis an das Ufer der grauen brausenden Nordsee. Still und zufrieden lagen die Höfe der Friesen unter uralten Bäumen. Die Sonne glänzte in den Ententeichen, wo die bunten Vögel plätscherten, — hier und da knarrte eine Windmühle.

Frieden und Wohlstand überall. —

Heute war Leben im großen Zimmer der Apotheke. Es war Jagdessen. Im Hausflur hingen die Flinten und die geschossenen Hühner und Enten. Die hübsche, kleine Hausfrau hatte ihren schönen Teppich zusammenrollen lassen, denn die Herren hatten „Krempstiefeln“ an, sie kamen aus dem Moor.

Nun dampfte der Grog, der Appetit war groß, und die Gesellschaft wurde heiter und lebhaft, — so lebhaft, wie es diesem ernststen, ruhigen Menschenschlag möglich war. — Gerda half der Hausfrau die Groggläser füllen. Dann setzte sie sich auf allseitiges Witten an das Klavier und sang ein paar Lieder. Ganz einfache alte Volkslieder, die sie in keinem Salon mehr zu singen gewagt hätte, den Jäger aus Kurpfalz und das Lied von Siebenbürgen. Das waren Lieder, die den Leuten hier gefielen. Sie klatschten nicht und riefen auch nicht Bravo, aber sie nickten ihr fröhlich zu und baten um mehr.

Frisis non contat! Der Friesen singt



Portugiesische Artillerie im Marsch. Leipz. Presse-Büro.

nicht. Aber er läßt sich gern etwas vor-
singen.

Einer stand neben Gerda und wendete
ihr die rotenblätter um. Dabei schaute
er auf ihr rasseliges Profil und auf den
dunklen Haarnoten, der ihm gerade so
wunderbar erschien, wie Frau Gerda alle

gesundes Leben und sang ihm wieder. —
Armer Sören Petersen! —

Schon voriges Jahr hatte er sich ein-
mal in Flensburg ein Bild gekauft, einen
dunklen Frauenkopf, weil er aussah wie
Gerda Seebach. —

„Es ist gut für uns, daß Sie wieder

müht war Tag und Nacht. Alle Men-
schen hatten ihn gern.

Gerda machte das Notenheft zu und
drehte sich zu ihm herum. „Ich habe noch
gar nicht gefragt, wie es Botilde geht,
Sören!“ sagte sie freundlich und zog ihm
einen Sessel heran. — Er setzte sich und



Romagne.

Phot. Gohlwein u. Wiede.

In die Stätten der Kämpfe, die zu den erbittertsten und verlustreichsten auf dem westlichen Kriegsschauplatz gehören, führen uns die beiden Bilder. Von außerordentlicher Heftigkeit der Kämpfe zeugen die Trümmer der Orte Romagne und Vantheville bei Verdun, die unter der Beschießung hart zu leiden hatten. Auf dem zweiten Bilde sieht man, daß die Kirche des Ortes unversehrt geblieben ist, sie ragt als ein Wahrzeichen stillen Friedens aus der düstern Welt der Zerstörung.



Vantheville.

die Blondköpfe und die großen, hellen,
blauen Augen hier zu Lande. Das war
Sören Petersen, der Vetter der Hausfrau.
Er hatte den schönsten Hof weit und
breit, aber auch das größte Leid, — eine
todfranke, junge Frau, todkrank schon seit
Jahren. — Und vor ihm sah ein warmes,

hier sind!“ sagte er. Gerda sah zu ihm
auf, in seine klaren, gütigen blauen Augen.
Sie hatte Sören Petersen gern, — sein
stilles Gesicht, seine stattliche Figur, seine
ganze stolze Männlichkeit. — Aber nicht
nur sein Aeußeres, auch seine rührende
Güte, mit der er um die franke Frau be-

strich sein Blondhaar von der hohen
Stirn. Nicht gut. Frau Gerda! Aber
ihre Schwester ist heute gekommen, sonst
könnte ich ja nicht hier sein.

„Haben Sie keine Pflegerin?“

„Nein! Es nützt auch nichts, Hilfe
braucht sie meist nur nachts, und dann

bin ich da. — Aber am Tage ist sie doch oft einsam. Ich muß ja nach den Leuten sehen und kann nicht immer bei ihr sein!"

"Wäre es darum nicht doch besser, wenn eine bezahlte Pflegerin da wäre? Bothilde hätte doch wenigstens Unterhaltung und Sie mehr Freiheit, Sören!"

Um den schönen Männermund zuckte ein bitteres Lächeln. "Unterhaltung! Ja, das dachte ich auch! Aber die beiden Pflegerinnen, mit denen ich es versuchte, hatten nichts Freundlicheres zu tun, als das arme Weib auf ein selbiges Ende vorzubereiten! — Ich will sie nicht! — Ruhe tun sollte das arme Kind! Sie küßt wohl genug! Das einzige, was sie noch hat, ihre Hoffnung, die wollten sie ihr nehmen! Das nennt man Barmherzigkeit! — Ich habe genug davon, Frau Gerda! Nein, ich will bei ihr bleiben, sie sollen dem armen Kinde nichts tun!"

Die Apothekersfrau trat zu den beiden. "Was macht Bothilde, Sören?"

"Immer gleich, Gesine! Carle ist heute bei ihr!"

"Kann Carle nicht länger bleiben?"

"Nein, nur heute nacht! Sie hat ja auch ihre vier Kinder!"

"Weißt du, Sören, was ich dachte? Gerda könnte doch gern ein paar Tage zu euch kommen! Was macht es ihr aus, ob sie eine halbe Woche später nach Hause kommt. Es wartet ja niemand auf sie!"

Gerda lachte. "Willst mich los sein, Gesine?"

"Ach du!" Gesine legte ihr Goldhaar an den braunen Kopf der Schwägerin. — Die beiden verstanden sich! — "Es ist mir um Sören!" sagte Gesine dann leise. "Er hat gar nichts vom Leben: Drei Jahre ist er kaum fortgekommen, und er wollte doch längst mal gern nach Kopenhagen."

"Seht den stillen Sören Petersen! Wie er die Frauen um sich hat!" neckte Claus Olsen.

"Stille Wasser!" lachte Boy Kliffen.

Die kleine Apothekersfrau hatte Grog getrunken, ihre Blauaugen glänzten wie Sterne. Sie machte ihre Sprüche.

"Er ist auch der 'schöne' Sören! Weinahe hätte ich ihn geheiratet!" sagte sie und küßte ihren Vetter auf die braune Wange. "Küß' du ihn auf die andere Seite, Gerda, sonst wird er schief!" Dann kniff sie ihren Mann in den Nacken und zog ihn an den Ohren. Gerda küßte Sören Petersen nicht. Aber als sie sich anfaßen, wurden beide rot und heiß. —

Der Knecht kam und sagte, Herrn Petersens Wagen sei fertig.

"Grüßen Sie Bothilde!" bat Gerda und drückte ihm herzlich die Hand. "Und wenn Sie nach Kopenhagen wollen, komme ich gern!"

Die beiden Rotfüße vor Petersens Wagen swigten verwundert die Ohren, als sie auf dem Heimweg den alten Deich entlang fuhren. Was fiel denn ihrem Herrn heut ein? — Er pfiß ein Lied, — sie hatten ihn noch nie pfeifen hören.

Ja, Sören Petersen, der Schweigsame, pfiß ein Lied. Ein altes Volkslied war's. "Ein Jäger aus Kurpfalz." — — —

Gerda Seebach ging mit ihrem Bruder den Deich hinaus bis an das Kliff. Er wollte ihr das Versinken der Sonne

zeigen von hier oben, wo die einsame Kirche am Strande stand. Er liebte diesen Ort, und es war so ein schöner Tag.

Gerda hielt die Hand über die Augen und sah lange in das flammende Meer. Vor wenigen Minuten sah es noch schwarzgrün und düster aus, jetzt flutete und funkelte es in roter Glut, in sprühenden Farben. Sogar die schneeigen Schaumköpfe hatten einen rosenroten Schein.

Alles Leben, alles Farbe, — mit einemmal! — Wie eine Menschenseele, die so lange im Dunkeln gegangen ist, bis die Liebe über sie kommt. —

"Die Menschen sind hier wie ihr Land. Still und ernsthaft," sagte Gerdas Bruder. "Aber man muß sie kennen lernen, dann findet man unendlich viel Schönes. Man muß ihre Art verstehen und die Sprache. — Das stille Marschland hat auch Sprache!" Gerda dachte an Sören Petersen. An seine klaren, blauen Augen, an seine große, schöne Gestalt und sein stilles Gesicht.

"Ich glaube, daß man Heimweh haben muß nach diesem Lande und seinen Leuten, wenn man hier geboren ist!" meinte Gerda. Ihr Bruder nickte. Er dachte wohl an seine Kleinen, die flachblondes Friesenhaar hatten. Er liebte das Land, denn er hatte hier seine Heimat gefunden, seine Heimat und sein Glück.

Und während er seiner Schwester erzählte von seinen geschäftlichen Erfolgen, von seinem Verkehr hier, von seiner Jagd, fragte sich diese, ob die Liebe wohl Sünde wäre! — Die Liebe, die über ihr einsames Herz gekommen war, wie ein warmer Sommerregen. — Sie hatte Sören Petersen immer gern gehabt, immer schon, — aber seit gestern mußte sie, daß sie ihn lieb hatte. — Lieb! — Wie war ihr nur? In der Luft klangen Lieder, für die es keine Worte gab. Sie mußte nicht, woher sie kamen. — Nein, in ihr, — tief in ihr klangen sie. — Sie konnte nicht dafür. War es denn Sünde? — Der Mann, den sie liebte, der war doch nicht frei, aber übers Jahr schon konnte er frei sein, — morgen schon! "Hans!" fragte sie zitternd. "Nun Schwester?"

"Wie lange ist Bothilde Petersen wohl schon krank?"

"Fünf Jahre! Es ist ein Elend! — Der arme Sören und das arme junge Weib!"

"Ist sie wirklich unheilbar?"

Der Apotheker nickte traurig. "Es ist alles versucht! — Alles!"

"Und wie lange kann der Jammer wohl noch dauern?"

"Ach Gott! Das ist ja gar nicht abzusehen! — Es kann plötzlich zu Ende sein, aber es kann auch noch lange währen. Ihre Mutter war zehn Jahre krank. Aber so viel traue ich Bothilde nicht mehr zu, sie kriegt schon zu viel Morphium." — Er erzählte noch viel von den schweren Leiden der kranken Frau und von der rührenden Geduld Sörens.

Die Sonne war verschwunden und alle die glühenden Farben auf dem Wasser. Nun rauschte es wieder grau und finster wie vorher. —

Wohin waren die Vieder, die in Gerdas

Herzen klangen? — Oede und einsam lagen die Höfe auf den endlosen Wiesen, — farblos und leer dehnte sich das graue Watt. — Wilde Enten flogen schreiend darüber hin. Wohin war die stille, freundliche Schönheit des Landes? — Wohin der Frieden — die Sonne? — Die braunen Haare flatterten um Gerdas blaßes Gesicht. Sie fror. — Zehn Jahre! — Und sie hatte ihn doch so lange schon lieb. — So lieb! —

Wie eine Warnung ragte der alte Turm der einsamen Strandkirche in die Luft. — Sünde! —

Gerda hatte nicht mitgewollt, als Sören mit seinem Wagen gekommen war, sie zu holen. Da hatte er traurig gefragt, ob denn Bothildes Krankheit ihr so schrecklich sei. — Man merke wirklich nicht so viel davon, wenn man es ihr auch ansehe. — Und die arme Frau freute sich doch so, wenn einmal Besuch käme. Wie er bitten konnte!

"Sie wollten wohl gern verreisen, Sören?" Gerda sah ihn ängstlich an.

"Ja!" sagte Sören. "Übermorgen! Aber morgen könnte ich Sie nicht holen; die Pferde sind alle unterwegs." —

Da zog sich Gerda hastig ihren Mantel an und packte ihr Handkofferchen. — Der blonde Hofbesitzer ging in die Apotheke zurück, um verschiedenes zu kaufen. Gesine stand mit Gerda am Wagen, ihr Jüngstes auf dem Arm. —

"Es ist lieb von dir, daß du mitgehst! Wie wird Bothilde sich freuen! Sie ist doch oft allein. Und der arme Sören kann einmal frei gehen. Es tut not, daß er sich mal wieder um alles bekümmert. — Aber wenn du es satt hast, komm wieder, Gerda! Die Tage, die du auf dem Hof bist, bleibst du uns schuldig! — Es kommt dir ja nicht darauf an, wer wartet auf dich!" — "Ja, wer wartet auf mich!" dachte Gerda trübe und küßte die Schwägerin und das Kind. —

Dann stieg der stille, große Mann in den Wagen, hüllte seinen Gast sorgfältig in eine warme Decke und nahm neben ihm Platz. — Zwei Stunden fuhren sie. —

(Schluß folgt.)



Versunkene Schätze.

Von Hedwig Meyer.



Fast jede Woche hören wir, daß unsere U-Boote Schiffe versenkt haben mitsamt der Ladung. Millionen und andere Werte verschwinden spurlos im Weltmeer. Jedes Schiff führt gemünztes Geld mit sich, auch gehen große Goldtransporte von Land zu Land über See. Was ging allein mit der Titanic zu Grunde und zwar für ewige Zeiten infolge der ungeheuren Tiefe in der das Schiff ruht. 200 Millionen Mark, die zur Goldzahlung bestimmt waren, führte die englische Fregatte mit sich, die im Krimkrieg am Eingang der Bucht von Vala-klawa bei Sebastopol unterging und siebzig Meter tief auf dem Meeresgrunde

liegt. Im Hafen von Lima liegt ein Schiff mit 120 Millionen, in der Bucht vor Viga ruhen 17 spanische Galeonen, die 900 Millionen auf den Meeresgrund mitgenommen haben: eine davon hatte allein für 550 Millionen in Gold und Silberbarren an Bord, die vierjährige Raubausbeute der Spanier in Mexiko. Am Eingang des Zuijersee liegt die englische Fregatte *Lutina* mit 24 Millionen. Ihr Inhalt war allerdings versichert und ist von Plonds erbeutet worden. Die *Lutina* soll übrigens geborsten und ihr kostbarer Inhalt über den Meeresboden verstreut sein, wo ihn die Strömungen mit Sand bedeckt haben. Zimmerhin soll man bereits Goldbarren im Wert von fünf Millionen Mark geborgen haben. Auch von dem Flaggschiff *Florenzia*, der großen spanischen Armada, die vor dreihundert Jahren an der schottischen Küste in der Bai von Lobermory unterging, und 600 Millionen Mark in Gold- und Silberbarren an Bord hatte, soll man, wie englische Blätter meldeten, bedeutende Werte herausgeholt haben. In England bestanden vor dem Kriege fünf große Gesellschaften, die zu solchen Zinreden gebildet sind, und mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und der Technik arbeiten.

Dass bei allen großen Kriegen auch viel Gold in die Erde wandert, ist begreiflich. So hat z. B. fast jede Gegend, durch die Napoleons Zug gegen Rußland hin und zurückging, ihre Sage von einem vergrabenen Schatz, der stets in einem Sarge dem Erdboden anvertraut worden sein soll. Hier haben Tatsachen den wirklichen Anlaß gegeben und ganz bedeutende Summen mögen noch im Grabe ruhen. Vielleicht bleibt sogar die Phantasie hinter der Wirklichkeit zurück, daß große Goldvorräte, die jeder Schätzung spotten, spurlos von der Erde verschwunden sind, obwohl sie sich bereits lange Zeit im sicheren Besitz der Menschheit befanden. Denn Jahrtausende, bevor das gelbe Metall zur Münze, d. h. zum Wertmesser geprägt wurde, war es bereits das kostbarste Tauschobjekt des Menschengeschlechtes. Ueberall diente es den herrschenden Klassen als Machtmittel, das den Gehorsam der Leibwache erkaufte. Die Herrscher rafften es zusammen, ließen es von geschickten Künstlern zu Schmuck und kostbaren Geräten verarbeiten und häuften es in ihren Schatzkammern auf.

Man kann sich kaum vorstellen, welche Massen Gold, das die Menschen besaßen, bereits auf der Erde vorhanden gewesen sein müssen. Auch die edlen Steine kann man gleich mitervähnen. Man denke nur an die ältesten Kulturstätten der Erde, deren Geschichte um Jahrtausende zurückreicht, an Ägypten Vorderasien und Indien. In Krofus von Indien, dessen Name zur Bezeichnung eines reichen Mannes geworden ist, ebenso wie die „Nabobs“ in Indien. Aber selbst wenn man die Ausbeute an Gold, das die Menschen in früherer Zeit alljährlich der Erde entzogen, noch so gering einschätzt, muß man der Länge dieser Zeit entsprechend zu gewaltigen Zahlen kommen. Aber allzugerings wird man die Ausbeute auch nicht einschätzen dürfen, denn schon in älteren

grauer Zeit wurde systematischer Bergbau getrieben. Dafür zeugen die zahlreichen Bergwerke an der ganzen ostafrikanischen Küste, die nach den dort aufgefundenen Kultgegenständen von den Sumeriern betrieben worden sind, einem Volke, das lange vor dem Austausch der Arier und Semiten Vorderasien bewohnte und über welches die Gelehrten lange Zeit nicht ins Klare kommen konnten. Ebenso ist es erwiesen, daß die Ägypter schon um 3000 v. Chr. bedeutenden Bergbau trieben, am oberen Nil sowohl wie auf der Sinaihalbinsel. Und der erwiesene Reichtum dieser Staaten beruhte nicht nur auf dem Handel, sondern auf der Gewinnung metallischer Bodenschätze, die als wertvollste Tauschobjekte erst den Handel ermöglichten. Man könnte, der Geschichte des Bergbaus folgend, versuchen, einigermaßen abzuschätzen, was die Menschen im Laufe der Jahrtausende an Gold, Silber und Kupfer, Zinn und Blei, nebst Eisen aus der Erde hervorgeholt haben. Und wenn man dann Milliarden und Milliarden errechnet hat, dann wächst erst recht die Frage riesengroß empor, wo alle diese Mengen Metall geblieben sind. Die Antwort ist sehr leicht: Da sie nicht mehr auf der Erde vorhanden sind, müssen sie wieder zur Erde zurückgekehrt sein. Ebenso wie die Millionen von Nadeln, die alljährlich erzeugt werden müssen, weil sie nach kurzem Gebrauch in der Erde verschwinden.

Aus der großen Zahl wieder aufgefundenen Schätze seien nachstehend einige angeführt. Im Jahre 1846 wurde bei Halls in Oberösterreich ein großes Gräberfeld aufgedeckt, aus dem überaus reiche Schätze an Goldbronzegegenständen hervorgeholt wurden. Im Oktober 1868 wurden am Galgenberg in Hildesheim 74 Silbergeräte im Gewicht von 107 Pfd. ausgegraben, in denen die Wissenschaft das Tafelgerät eines reichen Römers erkannt hat. Wahrscheinlich hat es ein Germanenhäuptling als Beute heimgebracht und später in Kriegsgefahr vergraben. Im Jahre 1771 wurde in Bodmoss bei Bürglich ein großer Bronzeessel ausgegraben, der völlig mit baltischen Goldmünzen gefüllt war. 1883 wurde auf dem Schlachtfelde bei Leinzig eine Kriegskasse gehoben, die 300.000 Franken in Gold enthielt. Diese Beispiele genügen als Beweis, daß der Erdboden unter unseren Füßen Schätze enthält, die nur der Zufall uns entdecken läßt, wenn wir aus irgend einer Ursache tiefer als gewöhnlich in die Eingeweide der Mutter Erde eindringen, und die Ansätze tiefer einzudringen sind in unserer Zeit sehr wenig zahlreich.

Der erste Gefangene 1870-71.

Von A. Nabel.



Die Gefangennahme des ersten Franzosen im Kriege 1870/71 schildert die Saarbrücker Kriegschronik folgendermaßen: „Der Grenzaufseher Tempelstein aus Gersweiler hatte am 19. Juli 1870 weni-

ge Stunden nach Bekanntwerden der Kriegserklärung einen französischen Soldaten beobachtet, der, mit Blechgefäßen und Feldflaschen beladen, nach dem Grenzdorfe Kreuzhütte wanderte, offenbar um dort Schnaps einzukaufen. Tempelstein teilte dies seinem Kollegen Stabe mit, und beide verabredeten den durstigen Franzosen abzufangen. Sie legten sich in einem Versteck auf die Lauer, und es dauerte nicht lange, so sahen sie ihren Mann, nichts Böses ahnend, daherkommen. Da er bisher von den Preussens nichts bemerkt, so hatte er sein Gewehr als lästige Bürde daheimgelassen und war nur mit dem Seitengewehr bewaffnet. Erst als der Franzose ganz nahe war, erblühte er „die Grenzgarde“ und ergriff das Hasenpanier. Doch Stabe, ein kräftiger und behender Mann, eilte ihm nach, und es gelang ihm, den Franzmann zu fassen und niederzureißen, noch ehe er die nächste Anhöhe erreicht hatte, auf der er von den in Schönecken lagernden Franzosen bemerkt worden wäre. Nach einigem Widerstande wurde der Gefangene von den Grenzwächtern gefesselt und im Triumph nach Gersweiler gebracht, wo alles Volk zusammenströmte, um sich den französischen Krieger in der Nähe zu betrachten. In einem Wirtshause ließ man ihm zu essen geben, und hier erzählte er einem französisch sprechenden Einwohner, daß er schon lange diene und auch in Algier gewesen sei. Nachdem er sich gestärkt hatte, wurde er einer Patrouille übergeben, die gerade nach Gersweiler gekommen war und nun mit der ersten lebenden Trophäe nach Saarbrücken zog. Der Franzose gehörte zum 23. Vinienregiment. Er war schlecht gekleidet und sah recht unbedeutend aus, so daß ein Bürger zu den Soldaten sagte: „Wenn sie alle so sind wie der, dann habt ihr leichtes Spiel.“ Die genossenen Getränke und die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war, schienen dem Franzmann inzwischen zu Kopfe gestiegen zu sein. Er schimpfte auf die Preussens, riß den Adler von seinem Tschako und rief, indem er in der Luft damit herumschob, ein Mal übers andere: „Vive l'aigle!“ Dem begleitenden Unteroffizier wurde schließlich die Sache zu toll, und er verfehlte ihm mit den Worten: „Wart! ich will dich lägeln!“ einen derben Puff, worauf der Franzose wieder ganz bescheiden wurde.“

Donauwellen.

Im Schlosse am festigen Uferstrand
Ein sterbender Krieger aus norddeut'chem Land.
Durchs offene Fenster strömt lehn'suchtsbang
Der rauschenden Wellen melodischer Klang.

Der Sterbende lächelt: „Wie schön! Wie schön!
Könn' ihr die Sprache der Wellen verstehn?“
Ein leises Raunen nur geht durch den Raum.
Da hauchen die Lippen im Todestraum:

„Ob stöhnend sie drängen durch enges Ge'lein,
Ob flüsternd sie kosen im sonnigen Hain,
Stets raunt aus dem ewigen, munteren Spiel
Schweremühtiges Sehnen nach fernem Ziel.“

Karl Nabe.

Ernst und Scherz

Getreidebau am Rältepol. Zu den kältesten Gegenden der Erde gehört der jakutische Kreis in Sibirien. In diesem ist es wieder die Stadt Werchojansk und ihre Umgebung, an die man denken muß, wenn von sibirischer Kälte die Rede ist, denn hier beträgt die mittlere Januar-Temperatur 48 Grad Celsius unter Null. Hier ist es, wo die niedrigsten Temperaturen, die man überhaupt auf der Erde sicher kennen gelernt hat, vorkommen, nämlich 67,8 Grad. Trotz dieser enormen Kälte beträgt die mittlere Jahrestemperatur aber nur 16 Grad unter Null, also soviel, wie anderswo nur ganz vorübergehend im Winter erreicht wird. Im schroffen Gegensatz dazu steht nun aber die Sommertemperatur daselbst. Die mittlere Juli-Temperatur beträgt 16 Grad über Null, das Thermometer steigt im Juli bis zu 33,7 Grad im Schatten (in Jakutsk sogar bis 38,8 Grad, während es hier im Winter nur bis zu 64,4 Grad sinkt), so daß also im Laufe des Jahres in Werchojansk Temperatur-Unterschiede von 101,5 in Jakutsk gar von 103,2 Grad vorkom-

men. Diese extremen Temperaturschwankungen sind bedingt durch das kontinentale Klima jener Gegend. Es ist nun interessant, daß trotz der kolossalen Winterkälte in jenen Gegenden Getreidebau noch möglich ist, ja, daß sogar ein so empfindliches Getreide, wie der Weizen, doch auch feinfähige Samen produziert. Allerdings sind die Samen klein, dafür aber durch einen enorm hohen Stickstoffgehalt ausgezeichnet. Bisher war man der Meinung, daß die nördlichste Grenze der Weizenproduktion der 60. Grad mittlerer Breite sei und auch hier nur unter der Bedingung, daß der Frost nicht mehr als 27 Grad erreiche. Nach den neuesten Untersuchungen von Latschew erstrickt sich aber die Produktion von Weizen im Jakutsker Kreise bis zu 63½ Grad mittlerer Breite. Auch die Grenze des Getreidebaues wird nach diesem Forscher wesentlich weiter nördlich zu verlegen sein, nämlich nicht bis Jakutsk, sondern bis nach Werchojansk, dem kältesten Punkte der Erde. D. v. B.

Jede Uhr ist ein Kompaß. Dies klingt wohl etwas unglaublich, ist aber doch tatsächlich der Fall, wie nachstehender Versuch beweist: Man legt die Uhr derart horizontal hin, daß der kleine Zeiger nach der Sonne zeigt. Die Mitte zwischen dem kleinen Zeiger und der Zahl 12 des Zifferblattes zeigt nun nach Süden. Steht

z. B. der Zeiger um 10 Uhr auf die Sonne gerichtet, so wird Süden in der Richtung der Zahl 11 sein. Dieser Gebrauch der Uhr als Kompaß ist noch zu wenig bekannt.

Seltene Testamentsklausel. Unlängst wurde in den Zeitungen eines originellen Testaments Erwähnung getan, in welchem der Verstorbene, um eine möglichst große Gefolgschaft bei seiner Beerdigung zu haben, jedem Teilnehmer an seinem Begräbnis einen Gelbbetrag vermacht. Nicht minder seltsam war eine Klausel, die man im Testament des berühmten Sprachforschers Buegelas fand. Darnach sollte, falls die durch den Verkauf seines hinterlassenen Mobiliars aufgebrauchte Summe nicht genügte, um alle vorhandenen Forderungen zu begleichen, sein Körper einem anatomischen Institut gegen einen möglichst hohen Preis verkauft werden damit alle Gläubiger befriedigt werden konnten.

Rätsel-Ecke.

Scherzrätsel

von Ph. G.

Wer die Füße vertauscht einer Stadt,
Stets genau geraten hat.

Kapselrätsel.

Im Süden liegt das Wort
Wo mancher kann genesen.
Und doch zeigt sich nur drin
Ein einzig weiblich Wesen.

Ergänzungsrätsel

von Dr. F. Strauß.

Vom Wort „Ost“ ausgehend ist durch jedesmaliges Hinzufügen eines Buchstabens und Umstellen der übrigen ein neues Wort zu bilden, bis man beim Wort „Scheinprofi“ anlangt. Als Brücke diene das Wort „Chronist“.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der dreifüßigen Scharade: Lagerbier; des Wandlungsrätsels: Gold, Geld, Feld, Fell, Felle, Elle, Eile, Weile, Weise, Weisen, Eisen; des Wortspielrätsels: „Salve“; des Vererbildes: das Wild ist nach rechts zu drehen, man findet dann den Gesuchten; er sitzt auf dem Baum und spielt auf der Ziehharmonika; der Skat-Aufgabe:

Im Skat lagen Kreuz 8 und Karo 8.
A hatte: Kreuz A, Kreuz 9, Kreuz 7, Herz K, Herz 9, Herz 8, Herz 7, Karo A, Karo 9, Karo 7;
C hatte: Pik 10, Pik K, Pik 9, Pik 8, Pik 7, Kreuz 10, Kreuz D, Herz 10, Karo 10, Karo K.
1. Stich: Herz 7, Herz A, Herz 10 + 21;
2. „ Kreuz B, Pik 7, Kreuz 8 + 2;
3. „ Pik B, Pik 8, Karo 7 + 2;
4. „ Herz B, Pik 9, Kreuz 9 + 2;
5. „ Karo B, Pik K, Karo 9 + 6;
6. „ Pik A, Pik 10, Herz 8 + 21;
7. „ Pik D, Kreuz D, Herz 9 + 6;
+ 60.

Den Rest erhalten die Gegner. Dürfte B für seinen Kreuz K von C die Kreuz D eintauschen, so müßte im siebenten Stich C einen König zugeben und B gewönne mit 61 Points.



Patriot. „Kellnerin! Ein Schwarzbrot mit weißem Käse und
Notwurst! Jetzt wollen wir auch mal flaggen.“